

Rezensionen

Wirtschaftlich-soziale Sonderwege

Lothar Albertin, Wolfgang Asholt, Frank Baasner, Hans Manfred Bock, Marieluise Christadler, Adolf Kimmel, Ingo Kolboom, Robert Picht, Henrik Uterwedde in Verbindung mit dem Deutsch-Französischen Institut (Hg.): *Frankreich-Jahrbuch 2002. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Geschichte, Kultur.* Leske und Budrich, Opladen 2003, 318 S., 19,90 €

Auch das Jahrbuch 2002 enthält wieder wertvolle Beiträge zum besseren Verständnis des Partnerlandes und zu deutsch-französischen Divergenzen wie Konvergenzen. Mit seinen über die Tagesaktualität hinaus reichenden Analysen eröffnet es Einblicke in größere Zusammenhänge und Hintergründe von Entwicklungen, die in der Tagespresse nur andeutungsweise zu erfassen sind. Der Schwerpunkt des 2003 erschienenen Bandes lag auf „Frankreichs neue(r) Wirtschafts- und Gesellschaftsdynamik“. Angesichts einer ausufernden Diskussion zur Krise des „französischen Modells“ kam es den Herausgebern der hier versammelten Studien darauf an, eine neue französische Dynamik sichtbar zu machen, die nicht durch schlichte Anpassung an das liberale angelsächsische Modell gekennzeichnet ist, sondern durch vielfältige Bemühungen um eine Erneuerung des bestehenden Wirtschafts- und Sozialmodells, bei der dessen tradierte Strukturen möglichst nicht zerstört werden sollten.

Das schließt Veränderungen des französischen Kapitalismus keineswegs aus. Wie François Morin überzeugend darlegt, hat sich das früher für Frankreich (und Deutschland) charakteristische System der wechselseitigen Kapitalverflechtungen radikal gewandelt und wesentlich konsequenter als in Deutschland einem von den Finanzmärkten dominierten

Kapitalismus Platz gemacht, dessen vorrangiges Ziel die Gewinnmaximierung für die Aktionäre darstellt.

Gabriel Colletis hält diesen Prozess nicht für alternativlos, sondern entwickelt ihm gegenüber ein Szenario, wonach die menschliche Arbeit und die von ihr ausgehende Wertschöpfung in den Vordergrund gerückt werden soll. Dazu sei allerdings ein politisch vermittelter gesellschaftlicher Kompromiss zwischen ökonomischen und sozialen Interessen notwendig. Aber wie sollte der aussehen und wie wäre er zu bewerkstelligen? In eine ähnliche Richtung zielt ein Teil der Globalisierungskritiker, deren facettenreiche und heterogene Positionen von Jochen Steinhilber analysiert werden. Elie Cohen setzt den Globalisierungskritikern schlagkräftige Argumente zugunsten der von ihnen heftig kritisierten internationalen Organisationen entgegen, die es allerdings, wie etwa die Welthandelsorganisation, weiterzuentwickeln gelte, damit sie ihre Steuerungsfunktionen besser als in der Vergangenheit wahrnehmen könnten.

François Dubet sieht angesichts der Schwächung zentraler Institutionen der Sozialisation (Schule, Krankenhaus, Sozialarbeit usw.) die Notwendigkeit, nicht etwa den Globalisierungsprozess zu kritisieren, sondern die inneren Entwicklungstendenzen der französischen Gesellschaft zur Kenntnis zu nehmen und daraus neue Institutionen zu entwickeln. Ingo Bode wirft einen vergleichenden Blick auf die Sozialsysteme in Deutschland und Frankreich, deren Transformationen in Deutschland stärker vom angelsächsischen Modell beeinflusst scheinen als in Frankreich, das einen neuen Sonderweg zu gehen versuche. Bei Philippe d'Iribarne werden als determinierende Faktoren der französischen Wirtschaftskultur die spezifisch französischen Auffassungen von Ehre, Autonomie und Freiheit herausgestellt. Dabei scheint sich insbesondere der „service public“ durch eine starke Beharrung auf den Traditionen auszuzeichnen.

In allen Beiträgen wird die herausragende Bedeutung der Interaktion gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Akteure deutlich. François Beilecke und Gesa Reisz heben konsequenterweise abschließend auf die inhaltlichen Vorstellungen zivilgesellschaftlicher Akteure in Frankreich und Deutschland ab.

Abgerundet wird das Jahrbuch durch den einleitenden Kommentar von Lothar Albertin zu den politischen Umwälzungen im Wahljahr 2002 sowie durch weitere Beiträge (etwa zur Agrarwirtschaft im Verhältnis zur wiedergefundenen Ländlichkeit von Philippe Estèbe oder zum Elsass als einer Hochburg der extremen Rechten von Daniela Heimberger) und Rezensionen von Büchern über das deutsch-französische Verhältnis.

Wege und Holzwege interkultureller Forschung

Lothar Albertin, Wolfgang Asholt, Frank Baasner, Hans Manfred Bock, Marieluise Christadler, Adolf Kimmel, Ingo Kolboom, Robert Picht, Henrik Uterwedde in Verbindung mit dem Deutsch-Französischen Institut (Hg): *Frankreich Jahrbuch 2003. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Geschichte, Kultur*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004, 270 S., 19,90 €

Die 19. Jahrestagung des dfi, deren wichtigste Ergebnisse im vorliegenden Band versammelt sind, hatte sich eine Klärung des Forschungsstandes zur „interkulturellen“, insbesondere zur deutsch-französischen Kommunikation vorgenommen, mit dem Ziel, den aktuellen Kenntnisstand in einen interdisziplinären Dialog einzubringen. Dabei wurde der Kontext üblicher akademischer Erörterungen dieser Problematik erfreulicherweise durch die Einbeziehung der interkulturellen Praxis überschritten. Erfreulicherweise deshalb, weil erst der Blick auf die Praxis zeigt, wie stark bei der Übertragung theoretischer Ansätze und Modelle differenziert wer-

den muss beziehungsweise als wie wenig adäquat sich im konkreten Umgang miteinander die in vielen Veröffentlichungen zur Interkulturalität so beliebte Rede von „nationalen Besonderheiten“ erweist.

Frank Baasner erläutert in seiner Einführung die methodischen Probleme, die bei der kontrastiven Analyse etwa schon bei der Erhebung empirischer Daten auftreten. Dabei ist an erster Stelle die „Oppositionsfalle“ zu nennen, das heißt, kontrastive Analysen von zwei kulturellen Systemen suchen stets nach binären Oppositionen und fragen automatisch nach Differenzen, während die Gemeinsamkeiten aus dem Blickfeld fallen, wenn nicht daneben auch noch ausdrücklich nach Konvergenzen gefragt wird. Ein weiteres methodisches Problem liegt darin, dass die „Makroanalysen“ zu kulturellen Besonderheiten, wie man sie in der Literatur zur Interkulturalitätsproblematik fast überall vorfindet, in der Regel ohne Bezug zu Mikroanalysen, wie sie etwa die Linguistik vornimmt, durchgeführt werden und schon von daher von den konkreten Kommunikationssituationen, also von der interkulturellen Realität, weit entfernt sind. Umgekehrt eignen sich linguistische Analysen nicht besonders gut zu verallgemeinernden Feststellungen, unter anderem schon deshalb nicht, weil die Fülle der situativen Faktoren, die bei der Analyse einer jeden Kommunikationssituation zu beachten sind, solche Verallgemeinerungen beinahe unmöglich macht. Zu einem weiteren methodischen Problembereich, dem Verhältnis von Einzelfall und Gruppe, das heißt von individuellem Handeln und statistisch messbaren gesellschaftlichen Daten verweist Baasner auf den Beitrag von Jacques Demorgon, dem wohl renommiertesten Analytiker interkultureller Problemstellungen in Frankreich. Demorgon stellt unter anderem sehr überzeugend heraus, dass das Funktionieren von Regeln einer Gemeinschaft die ihr angehörenden Individuen keineswegs so weit bindet, wie das in interkulturellen Stu-

dien meist unterstellt wird. Auch deshalb plädiert Baasner dafür, die Berichte von Praktikern nicht als anekdotische Erzählungen akademisch abzuqualifizieren, sondern nach dem Prinzip zu verfahren „Von der Anekdote zur Analyse und zurück“.

Ergänzend zu den grundsätzlichen Fragen Demorgons liefert Christoph Barmeyer eine Übersicht über die wichtigen Linien der interkulturellen Forschung seit den 1950er Jahren. Dabei stellt sich heraus, dass diese Forschung seit etwa 20 Jahren mehr oder weniger auf der Stelle tritt und deshalb neue Wege der Forschung zu eröffnen sind. An dieser Aufgabe versuchen sich erfolgreich die weiteren Artikel des Dossiers, eine Analyse von Michael Vierlich zur deutschen und französischen Verwaltungskultur sowie die Studien von Jean-Pierre Segal und Hans Jürgen Lüsebrink zu den Unternehmenskulturen in beiden Ländern. Alle drei Autoren demonstrieren die

Fruchtbarkeit eines Ansatzes, bei dem nicht nach den wesenhaften Besonderheiten einer Nation, sondern nach den jeweiligen konkreten Reaktionen auf ebenso konkrete Herausforderungen gefragt wird.

In weiteren Beiträgen des Jahrbuches erörtert Gilbert Ziebura die Anfänge deutsch-französischer Begegnungen, während Sonja Schwarz über die französische Amerikapolitik nach den Terroranschlägen von 11. September 2001 referiert. Lothar Albertin schickt den Einzelbeiträgen eine ebenso detaillierte wie erhellende Übersicht über Frankreichs Reformbedarf und Reformfähigkeit voraus.

Die bedeutende Funktion der Frankreich-Jahrbücher für die Frankreichforschung und damit für eine bessere Kenntnis und ein besseres Verständnis des Nachbarlandes bedarf keiner besonderen Hervorhebung mehr. Man darf sich auf das nächste Jahrbuch freuen.

JOHANNES THOMAS

Deutschland aus den Augen eines französischen Topmanagers

Daniel Goeudevert: *Wie Gott in Deutschland. Eine Liebeserklärung*. Econ, München 2003, 224 S., 22 €

An von deutschen Autoren verfassten essayistisch-anekdoteschen Publikationen über Frankreich für ein breites Publikum mangelt es nicht. Allein in den 1990er Jahren wurden eine ganze Reihe von Büchern veröffentlicht, die die französische Zivilgesellschaft sowie Land und Leute anhand persönlicher Erfahrungen beschrieben, manchmal gepaart mit interessanten Analysen. Zu nennen sind unter anderem „Französische Affären. Ansichten von Frankreich“ von Karl Heinz Götz; „Mein Frankreich. Eine schwierige Liebe“ von Klaus Harprecht; „Frankreich, Mon Amour“ von Josef Ebner oder „Frankreich. Die wunderbare Illusion“ von Ulrich Wickert. Von französischen Autoren verfasste Deutschland-Bücher

dagegen sind seltener zu finden, in der Regel verweisen bereits ihre Titel auf ein weniger verklärtes Deutschlandbild, wie etwa Brigitte Sauzays Bücher „Die rätselhaften Deutschen“ oder „Retour à Berlin“. Umso bezeichnender ist es, dass das neueste Buch des Franzosen Daniel Goeudevert, wie das der Französin Pascale Hughes „Le bonheur allemand“ (1998), einen positiv konnotierten Titel trägt, spiegelbildlich zum berühmten, 1929 veröffentlichten Buch von Friedrich Sieburg („Gott in Frankreich? Ein Versuch“). Goeudevert betitelt sein Buch „Wie Gott in Deutschland. Eine Liebeserklärung.“ Aufschlussreich ist, dass die Veröffentlichung von einem ehemaligen Automobilmanager stammt, und nicht – wie häufig – von einem Journalisten, Politologen oder Literaten.

Wer den 1942 in Reims geborenen Autor Daniel Goeudevert kennt, der weiß, dass es sich bei ihm nicht um einen typischen Manager handelt: Daniel Goeudevert ist ein Querdenker,

Visionär und wirklich europäischer Manager, der in Deutschland in den 1990er Jahren als Vorstandsvorsitzender von Automobilunternehmen, in Talkrunden und Büchern über preiswertere Autos, Tempo 100, Umweltschutz und Katalysator von sich reden machte. Aus zweierlei Gründen hat er eine bemerkenswerte Laufbahn hinter sich: Zum einen ist sein Karriereweg außergewöhnlich – er absolvierte ein Literaturstudium an der Sorbonne in Paris, war erst Verkaufsleiter bei Citroën, dann Vorstandsvorsitzender von Citroën und Renault in Deutschland und dann Vorstandsvorsitzender bei Ford und Volkswagen. Zum anderen ist er einer der wenigen Franzosen, die in Deutschland Karriere gemacht haben. Trotz enger deutsch-französischer Zusammenarbeit sind interkulturelle Karrieren wie diese nach wie vor eine Seltenheit.

Der kommunikative *Goeudevert*, der zwar in Deutschland sehr, in Frankreich dagegen weniger bekannt ist, hat seine Erfahrungen als Manager und seine Vorstellungen von Gesellschaft, Wirtschaft und Bildung in mehreren Büchern festgehalten¹ und bezeichnet sich selbst als „einen glücklichen Sisyphus.“ 2003 erschien sein bisher letztes Buch, das sich nun mit Deutschland und seiner Sicht auf Deutschland beschäftigt. Im Titel des Buches, so könnte der Leser meinen, schwingt Ironie mit; dies ist aber nicht intendiert, im Gegenteil, wie der Autor am Anfang gleich richtig stellen will. Seine Begegnung mit Deutschland ist Zentrum des Arbeits- und Privatlebens und zugleich Ausgangspunkt der persönlichen Entwicklung: „Das Buch soll also alles andere als eine Abrechnung sein, eher schon eine Liebeserklärung. [...] Ja, eine Liebeserklärung. Ich habe 15 Jahre meines Lebens in Deutschland verbracht. Zwei Drittel der Bücher in meinen Regalen sind deutsche Bücher. Inzwischen träume ich sogar in deutscher Sprache. Das Land und seine Menschen haben mir alles gegeben: Arbeit, Erfolg, Liebe, so dass ich gar nicht an-

ders kann, als zurück zu lieben. [...] Deutschland ist mir Heimat geworden. Hier fühle ich mich mindestens so gut verstanden wie in meinem Geburtsland Frankreich.“ (S. 10).

Diese Zeilen sind zugleich die treibende Kraft des Buches: Es geht um Verständigung und um Verstehen, um Einblicke und Ausblicke, Unterschiede und Ähnlichkeiten, um Klischees und Wirklichkeiten, Subjektives und Objektives aus der Sicht eines Franzosen und Europäers auf Deutschland. Deutschland und auch das deutsch-französische Verhältnis sind Mittelpunkt sowohl des Erlebens als auch der gedanklichen Auseinandersetzung, die *Goeudevert* erfrischend erzählerisch wiedergibt. Dabei wechseln im Buch Passagen der Reflexion und des inneren Dialogs mit Rückgriffen auf die deutsche und französische Literatur und Philosophie und – noch viel wichtiger – dem Dialog mit seiner deutschen Ehefrau *Gabi*. Die gebürtige Dortmunderin ist zugleich Gesprächspartnerin, Ratgeberin, Lektorin und vor allem Alter Ego, häufig eine Gegenposition einnehmend, also dem Autor einen Spiegel vorhaltend. Sie ist der weibliche und deutsche Gegenpart, der zum interkulturellen Verstehen beiträgt an Stellen, an denen Kant oder Tucholsky schweigen.

Das Themenspektrum des Buches ist vielfältig: Selbst- und Fremdwahrnehmung, Recht und Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit wechseln sich ab mit Wirtschaftswunderland, Deutsch als Fremdsprache und „Toast Hawaii“. Sachliche Themen überschneiden sich mit persönlichen und treten untereinander in Dialog. Dies wird schon in den abwechselnden Kapitelüberschriften deutlich: „Frühstück im Kerzenschein“ wird gefolgt vom Kapitel „Deutschlandbilder“, „Verstehen Sie Spaß“ von „Der deutsche Michel“, „Das Geheimnis der Liebe“ von „Denk ich an Deutschland“, „Ein Ausflug ans Meer“ von „Unter Deutschen“, „Französisch-deutsche Bekenntnisse“ von „Abendessen bei Kerzenlicht“. Der Wechsel von Privatem und Allge-

mein-Sachlichem macht das Buch abwechslungsreich und spannend, aber manchmal zugleich herausfordernd, weil die Übergänge von subjektiven Beobachtungen und Standpunkten zu Referenzen der Literatur und Philosophie fließend erscheinen: Wo ist der rote Faden, die Struktur, die Methode? *Goedevert*, in gewohnt selbstkritischer Art, ist sich dessen wohl bewusst und zitiert dazu im Buch – wie häufig – die Meinung seiner Frau Gabi: „Ich glaube, methodisches Vorgehen kann man dir wirklich nicht nachsagen, nicht einmal im Beruf oder beim Schreiben.“ (S. 116). Das ist letztendlich aus zwei Gründen weniger wichtig: Zum einen wird der Leser durch den abwechslungsreichen Schreibstil inhaltlich und stilistisch immer wieder zu Überraschungen geführt, die aus Informationen, Interpretationen und Selbstironie des erfahrenen Managers und Literaten entstehen. Zum anderen ist der rote Faden der ständige Versuch, ein „objektiveres“ Deutschlandbild zu vermitteln, ohne in Stereotypen und Klischees zu verfallen.

Immer wieder schimmert direkt oder indirekt Interkulturalität hervor: Interkulturalität zwischen Frau und Mann, Denkern und Pragmatikern und natürlich Frankreich und Deutschland. *Goedeverts* Aktivität als französischer Topmanager in Deutschland hat ihn immer wieder einen „Kulturdolmetscher“ sein lassen, der zwischen Standpunkten und Perspektiven, Haltungen und Besonderheiten vermittelt und bis heute gegen Ethnozentrismus und für mehr Verständigung kämpft. Die Automobilindustrie, für die er arbeitete, ist hierfür paradigmatisch: „So wurden die kulturellen Unterschiede etwa zwischen Deutschland und Frankreich beispielsweise bei Renault schlicht nicht zur Kenntnis genommen. [...] Und was die Franzosen für gut befinden, das könnten die Deutschen ja

schließlich nicht als schlecht bewerten. Warum sollte, was in Frankreich Erfolg hat, in Deutschland durchfallen?“ (S. 202). *Goedevert* will verstehen: „Ich suche lediglich Antworten auf einige wenige Fragen und nach möglichen Erklärungen von Verhaltensweisen, die ich beobachtet habe und nicht recht verstehen kann.“ (S. 78) Und Antworten liegen im Dialog mit dem anderen, der anderen Kultur, die von seiner Frau verkörpert wird, die er zu Wort kommen lässt. „Ich weiß nur, das dieses Dialogische so ungeheuer wichtig ist, und zwar der äußere wie auch der innere Dialog, also die Reflexion.“ (S. 120). Doch manchmal erwartet der Leser noch andere Antworten auf die Fragen zu Deutschland, den deutsch-französischen Beziehungen und den interkulturellen Erfahrungen. Und vielleicht können weder die Philosophen noch *Goedeverts* Frau hier helfen, vielleicht aber ein Rückgriff auf die mannigfaltigen Publikationen zur deutsch-französischen Interkulturalität?²

Die Liebesbeziehung zu seiner Frau ist zugleich die Liebesbeziehung zu Deutschland, mit allen emotionalen Höhen und Tiefen, Schwächen und Stärken, Überraschungen und Gewissheiten, Irritationen und Schönheiten. Somit ist dieses Buch von allen Büchern, die *Daniel Goedevert* verfasst hat, wohl das persönlichste. Es ist ein freundliches und einfühlsames Plädoyer für Deutschland und seine Menschen und ihre Eigenarten. Eigenarten, die erst den Blick und die Aufmerksamkeit des anderen benötigen, um ins Bewusstsein zu gelangen und um Wertschätzung zu erfahren. Diese konstruktive Wertschätzung der deutschen Kultur durch den anderskulturellen Blick tut gut in einer Zeit der medial übertriebenen Selbstkritik und des Selbstmitleids.

CHRISTOPH I. BARMAYER

1 Die Zukunft ruft (1990); Wie ein Vogel im Aquarium, (1996); Mit Träumen beginnt die Realität. Aus dem Leben eines Europäers (1999); Der Horizont hat Flügel (2001).
 2 DFI (Hg.): Auswahlbibliographie Interkulturelle Kommunikation Deutschland–Frankreich (1945–2003). Ludwigsburg 2003.

Frankreichs historischer Philosemitismus: Zivilcourage in unsicheren Zeiten

Israel Gutman: *Dictionnaire des Justes de France. Édition établie par Lucien Lazare. Coédition Yad Vashem / Fayard, Paris 2003, 580 S., 40 €;*
Gérard Bollon: *Les villages sur la Montagne. Éditions Dolmazon, Le Cheylard 2004, 131 S., 23 €;*
Catherine Lewertowski: *Morts ou Juifs. La Maison de Moissac 1939–1945. Préface de Boris Cyrulnik. Éditions Flammarion, Paris 2003, 287 S., 20 €;*
Vera Friedlaender: *Die Kinder von La Hille. Flucht und Rettung vor der Deportation. Aufbau Verlag. Berlin 2004, 336 S., 10,95 €;*
Bernhard Brunner: *Der Frankreich-Komplex. Die nationalsozialistischen Verbrechen in Frankreich und die Justiz der Bundesrepublik Deutschland. Wallstein-Verlag, Göttingen 2004, 432 S., 42 €;*
Helena Kanyar Becker (Hg.): *Die Humanitäre Schweiz 1933–1945. Kinder auf der Flucht. Basel und Bern 2004, 122 S., 38 SFR*

Frankreich ist seit dem Zweiten Weltkrieg das einzige europäische Land mit einer wachsenden jüdischen Diaspora, weshalb die Geschichte des letzten Jahrhunderts kaum den Schluss auf einen hier besonders verbreiteten Antisemitismus nahelegt. Doch es gibt ihn, Medard Ritzenhofen hat das gegenwärtige Problemspektrum kürzlich in dieser Zeitschrift aufgerollt (siehe DOKUMENTE 5/2004). Im Folgenden werden neue Publikationen zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Frankreich besprochen. Sie weisen eminent deutsch-französische Aspekte auf, denn nirgendwo in Europa überlebten so viele Juden die Nazizeit wie in Frankreich. Das wird in der aktuellen Debatte oft übersehen.

Die Hilfeleistung für Juden in Frankreich während der deutschen Besatzung kann durchaus als Ruhmesblatt für die französische Bevölkerung gelten. Yad Vashem erkennt für Frankreich fast 2 000 „Gerechte unter den Völkern“ an, was erstmals umfassend im „Dictionnaire des Justes de France“ doku-

mentiert wird. Im Rahmen von Yad Vashem, dem Memorial und Dokumentationszentrum in Jerusalem, werden Personen als Gerechte anerkannt, die einem verfolgten Juden geholfen haben. Auf der entsprechend verliehenen Medaille steht: „Wer ein Menschenleben rettet, der rettet die ganze Welt“. Viele der Gerechten sprachen erst Jahrzehnte später über ihr Handeln, es schien ihnen „selbstverständlich“, unwiderstehlich „notwendig“. Sie stellten sich keineswegs als Helden dar oder brüsteten sich mit ihren Taten. Das „Dictionnaire des Justes“ versammelt nun kurze Porträts der Gerechten, basierend auf den Berichten Geretteter.

Sie schmuggelten Menschen aus Internierungslagern heraus, brachten sie in Heimen, Familien und Klöstern unter oder führten sie über rettende Grenzen. Sie suchten immer neue Verstecke für Verfolgte, versorgten sie mit Lebensmitteln, sprachen ihnen Mut zu. Sie handelten aus ihrer Überzeugung oder ihrem Glauben heraus oder aus dem Gefühl, gegenüber den Nazis ihre Menschenwürde wahren zu müssen, und weil sie das Unrecht nicht ertragen konnten. Sie nahmen Strapazen auf sich, legten ungeheure Strecken zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurück, nächtigten in Wäldern und unter anderen unwirtschaftlichen Bedingungen. Viele Judenretter blieben unbekannt, mussten sie doch möglichst anonym agieren. Lucien Lazare, der das „Dictionnaire des Justes de France“ erstellt hat und bereits an dessen Erweiterung arbeitet, vertritt die Ansicht, dass die Geschichte der Shoa ohne die Gerechten und die Lebensläufe Geretteter nur unzureichend geschrieben ist.

1940 wohnten etwa 330 000 Menschen jüdischer Herkunft in Frankreich, darunter rund 70 000 Kinder bis zum vollendeten 15. Lebensjahr. Fast 90 Prozent dieser Kinder überlebten und drei Viertel der Juden insgesamt. Angesichts der Situation im besetzten Frankreich kann diese Bilanz nicht als selbstverständlich gelten. Im Nürnberger Kriegs-

verbrecherprozess wurde eine Statistik über die Opfer von Geislerschießungen während der deutschen Besetzung Frankreichs präsentiert, sie wurden auf 29 660 Personen beziffert. Im Winter 1941/42 wird die Bekämpfung des französischen Widerstands „nach Vorschlägen der in Frankreich stationierten Wehrmachtsführung [...] in das ideologisch begründete Programm der Vernichtungspolitik des deutschen Judentums eingebettet“.

Zum Thema der NS-Verbrechen im besetzten Frankreich ist im Wallstein-Verlag eine neue Untersuchung erschienen: Bernhard Brunner: „Der Frankreich-Komplex. Die nationalsozialistischen Verbrechen in Frankreich und die Justiz der Bundesrepublik Deutschland.“ Das Buch legt die historischen Tatsachen, etwa die Tötungsverbrechen, Deportationen, Raubaktionen und militärischen Exzesse, kompakt dar und zeigt auf, dass diese Tatsachen bis in die 1970er Jahre weitgehend unterdrückt und die Verbrechen nicht geahndet wurden.

Helfen war riskant, doch es gab zu tun. Frankreich war seit den 1930er Jahren das wichtigste Exilland in Europa: Hunderttausende von Menschen aus Italien, Russland, Polen, dann aus Deutschland und Österreich waren dorthin emigriert. Im Mai 1940 fielen deutsche Truppen in Belgien, Holland, Luxemburg ein. Etwa 40 000 Juden versuchten, in den Süden Frankreichs zu flüchten. Im Juli 1940 verschärfte sich die Situation: Elsass-Lothringen wurde von den Deutschen annektiert. Bis September 1940 flohen etwa 50 000 elsässische und lothringische Juden in den unbesetzten Teil Frankreichs. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Baden und der Saarpfalz 6 500 Juden in den Südwesten Frankreichs abgeschoben und als so genannte „unerwünschte Ausländer“ zunächst im Lager Gurs interniert. Seit 1939 hatte die französische Regierung begonnen, „Angehörige von Feindstaaten“ zu internieren, bis zum Sommer 1940 entstehen rund 100 Lager. Viele Insassen konnten fliehen oder befreit werden, ab

1942 setzten die Deportationen ein. Doch in vielen Gebieten Frankreichs fanden Juden weiterhin Zuflucht und Hilfe.

Ganz besonders tritt hier das in der Nähe von Le Puy befindliche Plateau Vivarais-Lignon hervor, in dessen Zentrum Le Chambon-sur-Lignon liegt, „Village des Justes“. Der Historiker Gérard Bollon hat dazu ein neues Buch verfasst. Die Bewohner einiger verstreut liegender Kommunen gewährten mehreren tausend – vor allem jüdischen – Flüchtlingen Asyl. Dazu gingen Familien, Einzelpersonen, Hotels, Klöster, bewaffneter Widerstand und Behörden eine fast lautlose Allianz ein. Die deutsche Besatzungsmacht hatte versucht, die überwiegend protestantische Bevölkerung dieser Berggegend unter Kontrolle zu bekommen, konnte sich aber nie wirklich durchsetzen.

Für die Rettung von Juden und insbesondere von jüdischen Kindern im besetzten Frankreich haben auch Schweizer Hilfsorganisationen eine entscheidende Rolle gespielt, unter anderem in Le Chambon-sur-Lignon. Ein soeben erschienener Katalog „Die Humanitäre Schweiz 1933–1945“, der eine Ausstellung an den Universitäten Basel und Bern begleitet, bietet die entsprechende Bibliographie und einen differenzierten Einblick in den historischen Sachverhalt. Dieser ist viel weniger bekannt als die Tatsache, dass Schweizer Behörden Flüchtlinge abwiesen. Doch demgegenüber stehen unendlich viele Schweizer Bürger und Amtsinhaber, die sich weigerten, nach offizieller Weisung zu handeln. Schweizer Hilfsorganisationen waren in den französischen Internierungslagern Gurs und Rivesaltes tätig. In ganz Frankreich richteten sie Häuser für Verfolgte ein und geleiteten sie mitunter illegal über die Grenze. Die Akteure blieben oft unbekannt, sie gaben Fahrkarten, Pässe, Lebensmittel. Manche bezahlten mit ihrem Leben, viele mit ihrer gesellschaftlichen Stellung.

Eine kürzlich erschienene Untersuchung der Historikerin und Ärztin Catherine Lewer-

towski „Morts ou Juifs. La Maison de Moissac 1939–1945“ zeichnet auf, wie im Département Tarn-et-Garonne Franzosen und jüdische Scouts aktiv wurden, um Kinder vor der Deportation zu bewahren. Mitten im Drama von Krieg, Vichy-Regierung und der vom Deutschen Reich geforderten Auslieferung von Juden führten ein Präfekt, ein Bürgermeister und mehrere Polizeikommissare die Befehle der Nazis nicht aus (Maurice Papon in der nahe gelegenen Präfektur Gironde kollaboriert hingegen). Ausweise wurden hergestellt, Lebensmittelkarten, Entlassungspapiere von der Armee, Schulzeugnisse, Heiratsurkunden, Familienbücher, Arbeitspapiere: „Das Bürgermeisteramt von Moissac und die Präfektur von Montauban haben uns nicht ein Schriftstück verweigert“, bezeugt Shatta Simon, anfangs Leiterin der Kinderkolonie von Moissac.

In der Maison de Moissac wurden Kinder versorgt, deren Eltern interniert, ermordet oder verschwunden waren. Die jüdischen Scouts EIF („Éclaireurs israélites de France“) hatten sich angesichts des Terrors zu einer Widerstandsgruppe entwickelt, ihre Mitglieder waren sehr jung und riskierten viel, um noch jüngeren Kindern zu helfen. Anhand von Archiven und Zeitzeugenberichten rekonstruiert Catherine Lewertowski, selbst Tochter eines der Kinder von Moissac, was sich hier zugetragen hat.

Hunderte von Kindern passierten diesen Ort. Sie waren von ihren Angehörigen getrennt, oft durch ganz Europa geirrt und hatten alles verloren, mitunter sogar ihren Vornamen, der ihnen entfallen war. Sie sprachen Jiddisch, Deutsch, Ungarisch, Holländisch, Polnisch oder Russisch. Die Scouts brauchten viel Disziplin, um für sich und ihre Schützlinge zu sorgen. Sie mussten ständig die Gegend auf mögliche Gefahren absuchen. In Moissac schufen Sie einen sozialen Zusammenhalt und milderten ein wenig das Unglück dieser Kinder. Sie wurden unterrichtet und konnten handwerkliche Arbeiten er-

lernen; einige gingen sogar in die öffentlichen Schulen der nächsten Umgebung. Freddy erinnert sich: „Das war die dritte Schule meines Lebens: Düsseldorf in Deutschland, von 1936–38. Von 1938–1940: Antwerpen, eine jüdische Schule, in der man Jiddisch und Flämisch sprach. Zwischen 1940–41 gab es keine Schule, denn ich war im Lager. Schließlich von 1941–1943 in Moissac, ich war elf Jahre alt, Schule auf Französisch.“

Die Kinder durften nur Französisch sprechen, um sich integrieren zu können. Später, als sie untertauchen mussten, rettete ihnen diese Vorschrift das Leben. Sie erhielten eine weitere Anweisung, nämlich nicht über ihr Schicksal zu klagen und solidarisch zu sein. „Jude sein, gemeinsam“, sagten sich die Kinder, „Morts ou Juifs“. Nach zwei Monaten in Moissac begannen sie wieder zu sprechen und zu lernen; ein psychologisches Wunder. Ab 1943 drohte sich die Falle über den Kinderheimen in Frankreich zu schließen, sie mussten aufgelöst werden. Die leitenden Scouts verschafften den Kindern zunächst falsche Namen und suchten sie dann zu verstecken: Bei Priestern und Pastoren, in Pfarreien, Kirchen, Schulen, Internaten und vor allem bei Bauern. Am meisten bedroht waren die Älteren und diejenigen, die nicht Französisch sprachen. Einige der leitenden Scouts wurden festgenommen, gefoltert und ermordet. Aber die Kinder von Moissac haben ausnahmslos überlebt.

Vor einiger Zeit erhielt Yad Vashem ein geschichtsträchtiges Fahrrad aus Montauban, es stammt von Marie-Rose Gineste, die 1985 zu einer „Gerechten unter den Völkern“ ernannt worden war. Ab Ende August 1942 hatte sie mit diesem Fortbewegungsmittel tagelang einen Protestbrief des Bischofs von Montauban, dessen Botschaft auch der des Erzbischofs Saliège von Toulouse entsprach, an die Gemeinden des Département Tarn-et-Garonne verteilt: „...Familien werden aus ihren Dörfern vertrieben. Männer und Frauen werden wie Tiere behandelt und an unbekannte

Orte verschickt. Hiermit erkläre ich als christlicher Geistlicher meinen Protest [...]“. Mit dem Schreiben wurden die Franzosen aufgerufen, Juden vor der Verfolgung zu schützen.

Über einen weiteren erstaunlichen Fall einer Kinderkolonie im besetzten Frankreich hat die Journalistin *Vera Friedlaender* soeben einen Bericht veröffentlicht: „Die Kinder von La Hille“. In einem Dorf am Fuße der Pyrenäen, in Seyre, gewährte man einem jungen Ehepaar und seinen Schützlingen im Alter von 4 bis 16 Jahren Asyl und ließ sie das verlassene Schloss La Hille bewohnen. Die Vorgeschichte der Bewohner: Im Zuge der wachsenden Verfolgung durch das NS-Regime nach dem Novemberpogrom 1938 flohen unter anderem etwa 100 Mädchen und Jungen aus Deutschland und Österreich nach Belgien. Sie wurden dort aufgenommen, jedoch alsbald von den deutschen Besatzern bedrängt. In letzter Minute konnten sie mit ihren Betreuern *Elka* und *Alexander Frank* in zwei Güterwaggons nach Frankreich gelangen.

Auch diese Gruppe lernte zu überleben. Für Essen, Trinken und Unterricht war sie weitgehend auf sich selbst gestellt, die Bauern der Umgebung unterstützten sie und gaben oft die Möglichkeit, bei ihnen mitzuarbeiten. Wiederum traten Schweizer Organisationen rettend in Aktion, sendeten Betreuer, Decken, Lebensmittel und Lehrer. Als ab Sommer 1942 auch der Süden Frankreichs von den Deutschen in Beschlag genommen wurde, mussten die Kinder von La Hille, ebenso wie die zahlloser anderer Heime, erneut in Sicherheit gebracht werden. Franzosen und Schweizer, Mitglieder der *Résistance* und jüdische Organisationen statteten sie mit falschen Papieren aus. Das jüdische Kin-

derhilfswerk O.S.E. (*Ceuvre de secours aux enfants*), das rund um Limoges (*Département Creuse*) und in den französischen Alpen zahlreiche Zufluchtsstätten unterhielt, war hier von größter Bedeutung. Viele Kinder und Jugendliche tauchten in Frankreich unter, mehrere schlossen sich dem Widerstand an oder gingen zur französischen Armee. Die amerikanischen Quäker geleiteten einige über die Pyrenäen nach Spanien und dann in die USA. Die Mehrzahl überlebte in Klöstern und Familien. Nicht alle konnten gerettet werden, aber fast alle. Zehn wurden deportiert und ermordet, einer kehrte aus Auschwitz zurück. Die Kinder von La Hille, nach 1945 teils in Amerika, Israel, Australien oder Westeuropa zu Hause, blieben zeitlebens miteinander in Kontakt. Aufgrund ihrer Briefe, Notizen, Zeichnungen und Fotos hat *Vera Friedländer* die Lebenswege aufgeschrieben. Sie waren meist Waisen geworden, hatten ihre Eltern 1939 zum letzten Mal auf dem Bahnsteig gesehen.

Helfen war nicht nur riskant, sondern verlangte auch persönlichen Verzicht. Denn insgesamt litt die französische Bevölkerung in ihrem Alltag in materieller Hinsicht: Zwischen 1940 und 1944 betrug die Kriegsinflation in Frankreich 160 Prozent, die Lebensmittel mussten rationiert werden. Unterdessen hatte das Deutsche Reich seine Soldaten mit hohen Löhnen ausgestattet, sie verschickten Abermillionen Päckchen von der Front nach Hause. Doch die Chance, als Jude oder politischer Flüchtling im Frankreich des letzten Jahrhunderts Hilfe zu finden, blieb relativ hoch, leider nur relativ. Immerhin lebt heute in Frankreich die größte jüdische Gemeinde Europas.

CORNELIA FRENKEL

„Court Serpent“ erhält den Preis des besten Romans der Académie Française

Bernard du Boucheron: *Court Serpent*. Gallimard, Paris 2004, 133 S., 12,90 €

Noch vor drei Monaten kannte ihn niemand in der schillernden Welt der französischen Schriftsteller. Anderen dagegen, in einem gänzlich anderen Milieu, war er auch zuvor schon wohlbekannt: Bernard du Boucheron, 76 Jahre alt, ENA-Absolvent, lange Jahre Generaldirektor an der Spitze des Weltunternehmens Aérospatiale, dann in leitender Funktion bei Alcatel. Ein Mann der Wirtschaft, der – so muss es scheinen – zuvor ganz einfach keine Zeit zum Schreiben hatte.

„Wozu die ENA manchmal führen kann“, tönte es in der französischen Metropole, als jener Unbekannte für sein Meisterwerk den Preis der Académie Française für den besten Roman erhielt. Seinen Erstling „Court Serpent“ hatte er dem Hause Gallimard auf dem Postwege zugesandt, und dort ging er ein als einer von den hunderten Romanen, die den Verlag pro Monat erreichen. Der Roman ist, man kann es anders nicht nennen, ein dichterisches Meisterwerk, auf der Kürze von 133 Seiten entwickelt. Jeder Satz ist gelungen, die Sprache gewählt, der Verlauf folgt einer unsichtbaren Architektur, in der nichts dem Zufall überlassen ist.

Wir schreiben das 14. Jahrhundert. „Court Serpent“ ist der Name eines Schiffes, das den Inquisitor und Priester Montanus im Auftrage des Kardinals in den unwirtlichen hohen Norden, die Neue Thulé bringen soll. Dieses Gebiet ist von einer Christenheit bevölkert, zu der seit über 50 Jahren der Kontakt abgerissen ist. Einsamkeit, Vergessenwerden und Verrohung bedrohen es. Der Inquisitor, Praktiker, nicht Philosoph, wie der Kirchenmann unterstreicht, wird mit der Mission betraut, ein Schiff anfertigen zu lassen, um diesen Ort aufzusuchen und herauszufinden, wie es mit dem Glauben der dort Lebenden heute noch

bestellt sei. Welche Sitten dort herrschten – Unzucht und Frevel, wie man in der Metropole vermutet. Es gälte, den Glauben wiederzubeleben, und den Ort erneut der Menschheit anzuschließen. Der Gesandte sei ganz frei in der Wahl der Mittel, mit denen er die einen und die anderen zu bestrafen gedenke, immer in dem Bestreben, Ordnung und Glauben erneut zu ihrem Recht zu verhelfen.

Der Gesandte lässt sein Schiff anfertigen und reist ab, um schließlich nach einer grausamen Überfahrt einen gänzlich von der Welt abgewendeten Ort zu erreichen. Einen Ort, der von zwei Zivilisationen geteilt wird: Einer dekadenten, noch restfrommen Bevölkerung, der eine barbarische, doch besser angepasste Zivilisation – die Publikaner (*les publicains*) – zur Seite gestellt ist: Eine Inszenierung, die an die Morlocks und Eloi in Wells „Time Machine“ erinnern mag. Im Norden zudem liegt, wie man in der Neuen Thulé munkelt, ein vormals bevölkertes Territorium, das nun aber, aufgrund der unwirtlichen Witterung verlassen worden ist: „Das Land ohne Häuser“ (*le pays sans maisons*). Die Lebensbedingungen sind unmenschlich und selbst der Kannibalismus ist an der Tagesordnung.

Nach und nach und mit Hilfe grausamster Methoden gelingt es Montanus, einer gewissen Ordnung zum Einzug zu verhelfen. Er ist der bevollmächtigte Vertreter, der Gesandte, der Respektierte, der Anerkannte, der neue Herrscher in der Neuen Thulé. Umso unerwarteter trifft den Leser die Wende: Der Gesandte verfällt in der Öde, der Langeweile und den dumpfen Nöten eines langen nordischen Winters einer jungen Publikanerin, Avarana, und zeugt mit ihr einen Sohn, den er zu allem Überfluss auch noch auf den Namen seines christlichen Auftraggebers Johann tauft. Die Verhältnisse verkehren sich: Sollte Montanus das barbarische Gebiet im hohen Norden erneut an die christliche Zivilisation unter Einsatz aller Mittel anschließen, so trägt die Verbindung zwischen dem Priester und der jungen Publikanerin den

Barbarismus zurück in die Metropole. Er belädt sein Schiff und wird von den Einheimischen grob beschimpft, dass er sie verlassen will. *Avarana* reicht ihm in einer theatralischen Geste den gemeinsamen Sohn über die Reling des schon davongegelndes Schiffes, doch er stößt sie zurück, behält nur den Sohn. Am Ufer wird sie von den Einheimischen als die Prostituierte des Priesters gesteinigt. Wessen Mission, so muss man sich fragen, hat den Sieg davongetragen? Die der wohlorganisierten Christenheit oder jene der barbarischen Publikaner? Siegreich kehrt der Priester nach Hause zurück, doch führt er den Sohn der Publikanerin mit sich. Unheimlich, doch allzu menschlich wirkt das Ende.

Die „kurze Schlange“ ist alles zugleich: Abenteuerroman, denn er beschreibt eindringlich und ungeschönt die Reise in die unwirtlichen abgelegenen Orte dieser Welt. Er beruht auf einer wahren Geschichte, über die sich noch heute Archäologen und Historiker

streiten, und dem Autor gelingt es nicht zuletzt über die Sprache, den Leser in jene Epoche zurückzusetzen. Er ist ein philosophischer Roman, über den Sinn von Mission und Fortschritt, von Belehrung und Belehrtwerden, von Fortschritt und der Wiederkehr des schon Vorhandenen. Es ist ein Roman, der an Voltaires „*Candide, oder der Optimismus*“ erinnern muss: Ein Roman, der die Tabus der Gegenwart überwindet, undogmatisch, voller Humor und frei. So wie in „*Candide*“ die Gewalt herrscht, weil die Welt gewalttätig ist, so herrscht sie auch in „*Court Serpent*“. Die zutiefst humanistische Einstellung des Autors kann weder in dem einen, noch dem anderen Falle auch nur dem geringsten Zweifel unterworfen werden.

Ein Meisterwerk, von dem man sich nicht nur eine deutsche Übersetzung, sondern vor allem eine herausragende wünschen sollte.

SUSANNE NIES